Nr. 60. 7. Jahrgang.

Hamburger Echo.

Das „Hamburger Echo“ erscheint täglich, außer Montags.
Der Abonnementspreis (inkl. „Die Neue Welt“) beträgt: durch die Post bezogen (Nr. des Postkatalogs 2795) ohne Bringegeld vierteljährl. M. 4,20; durch die Kolportöre wöchentl. 36 ₰ frei in's Haus.
Verantwortlicher Redaktör: Gustav Stengele in Hamburg.

Sonnabend, den 11. März 1893.

Anzeigen werden die sechsgespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 30 ₰, für den Arbeitsmarkt, Vermiethungs- und Familienanzeigen mit 20 ₰ berechnet.
Anzeigen-Annahme in der Expedition (bis 6 Uhr Abds.), sowie in sämmtl. Annoncen-Büreaus.
Redaktion und Expedition: Große Theaterstraße 44 in Hamburg.

Hierzu eine Beilage.

Zur Situation.

Berlin, 9. März.

○ Von einer Auflösung des Reichstages kann heute nicht mehr ernsthaft gesprochen werden. Damit soll zwar nicht gesagt sein, daß die Möglichkeit einer solchen Maßregel gänzlich ausgeschlossen ist. Aber es kann auch Niemand verborgen bleiben, daß die bürgerlichen Parteien den Konflikt mit der Regierung scheuen und alle möglichen Mittel versuchen, um ihn zu vermeiden. Die Militärkommission zieht die Verhandlungen endlos hinaus und man kann sich nicht wundern, daß die Vermuthung aufgetaucht ist, es solle eine Entscheidung in dieser Session überhaupt vermieden und erst im nächsten Herbste herbeigeführt werden. Wenn dies nicht grade wahrscheinlich, so ist es doch auch nicht unmöglich.

Als der Inhalt der Militärvorlage bekannt wurde, schrieen Zentrum und Freisinn um die Wette, sie sei unannehmbar. Eine Partei überschrie die andere. Und heute? Heute schreien sie nicht mehr so laut; heute wird sehr viel hinter den Kulissen gezischelt und getuschelt.

Wie ist das gekommen?

Nun, man muß zugestehen, daß Graf von Caprivi die Sache viel geschickter angefangen hat, als man ihm Anfangs zutrauen wollte. Er kennt seine Pappenheimer. Die groben und plumpen Mittel, mit denen einst Bismarck auf die Nerven der Philister einwirkte, hat Caprivi durchaus vermieden. Man hört nichts von Melinit, nichts von Holzbaracken an der französischen Grenze und auch nichts von der berühmten letzten Kuh, welche französische Soldaten aus dem Stalle der wehklagenden deutschen Bauern holen.

Die großen Redner des Zentrums und des Freisinns hatten offenbar geglaubt, die Regierung werde vor dem Donner ihrer Worte zurückweichen. Dies ist aber nicht geschehen, sondern Caprivi hat ganz ruhig erklärt, daß er auf seinen Forderungen beharren werde. Und indem er in der That auf denselben beharrte, schwand auch die Festigkeit und Zuversicht der bürgerlichen Opposition. Das Zentrum, dessen Demagogen den Mund so voll genommen hatten, daß man seinen Ohren nicht mehr trauen mochte, ist heute schon so weit, daß es seinen einzelnen Mitgliedern überlassen will, nach Belieben zu stimmen. Jeder Einzelne soll die Verantwortlichkeit für sich tragen, die Fraktion aber soll keine haben. „Das läßt tief blicken.“ Bei den Freisinnigen hat Hinze gegen die ablehnende Haltung Richters revoltirt, und er steht nicht allein. Die von Herrn Rickert repräsentirte Richtung steht hinter ihm. Man nimmt an, daß etwa zehn Freisinnige abspringen werden, wie sie sich jetzt auch noch geberden mögen. Es sind meist ehemalige Nationalliberale, die dem „Umfallmajor“ Hinze folgen wollen, gutherzige Menschen, welche offenbar ihren schwarzen Brüdern im Zentrum die Verantwortlichkeit für die ganze Militärvorlage nicht allein aufbürden wollen.

So viel steht fest, daß dem deutschen Volke die Lasten schwerlich erspart bleiben werden, welche ihm mit dieser Militärvorlage auferlegt werden sollen. Selbst bei einer Auflösung des Reichstages würde das deutsche Volk diesem Schicksale nicht entgehen. Denn im neuen Reichstage würde sich das Zentrum der Bewilligung der Militärvorlage nicht widersetzen, genau wie es 1887 nach den Neuwahlen gethan.

Vorläufig wird noch gehandelt. Daß das Zentrum den Antrag auf Aufhebung des Jesuiten-Ausweisungsgesetzes noch vor Ostern berathen sehen möchte, hat seinen guten Grund. Die Herren wollen sehen, ob sie gegen 60- bis 100 000 Pickelhauben einige Hundert Jesuitenhüte eintauschen können. Mit diesem Tauschobjekt und mit der zweijährigen Dienstzeit glauben sie dann die Wähler beschwichtigen zu können, die darüber grollen, daß immer neue Millionen in den bodenlosen Schlund des Militarismus geworfen werden.

Daß man die Verhandlungen so lange hinaus zögert, beweist, daß den alten Parteien bei dem Gedanken an eine Reichstagsauflösung gar nicht wohl ist. Zum Anderen aber sieht man, wie die politischen Grundsätze immer mehr aus dem parlamentarischen Leben verschwinden und der Handel mit „Kompensationsobjekten“ an deren Stelle tritt. Die Junker haben die Gelegenheit ebenso ergriffen, wie das Zentrum. Indem sie sich fühlen, weil die Regierung ihre Stimmen für die Militärvorlage braucht, erheben sie das alte Geschrei von der „nothleidenden Landwirthschaft“ und glauben der Regierung gewisse Zugeständnisse abknöpfen zu können.

Wir sind gewiß entschiedene Gegner der gegenwärtigen Regierung, aber wir können es ihr nicht verdenken, wenn ihr alle diese Parteien wenig Respekt einflößen, und wir wissen, warum sie auf ihrem Schein besteht. Sie weiß ganz genau, daß die bürgerlichen Parteien nicht mehr widerstandsfähig sind. Für den, der sich durch Prahlerei und durch geschwollene Phrasen nicht täuschen läßt, war dies schon lange kein Geheimniß mehr.

Wir können es nicht genug bedauern, wenn das deutsche Volk mit neuen Lasten heimgesucht wird in einem Augenblick, da es unter dem schrecklichen Drucke schwerer wirthschaftlicher Kalamitäten seufzt, die sich von Jahr zu Jahr verschlimmern. Aber es vollzieht sich damit zugleich noch etwas Anderes, nämlich die vollständige und definitive Abwirthschaftung der alten Parteien, die bisher es verstanden haben, das Volk über seine eigenen Interessen zu täuschen. Sie wußten es zu verbergen, daß sie nur zu ihrem eigenen Vortheil handelten; sie verwischten die Begriffe vom Volksinteresse und von ihrem Klasseninteresse. Sie heuchelten, ihre Privilegien bedeuteten die Wohlfahrt der Gesammtheit. Dies frevelhafte Spiel muß einmal ein Ende nehmen und dem Volke muß klar werden, was diese Spiegelfechterei zu bedeuten hat. Die Annahme der Militärvorlage, mag sie nun jetzt gleich oder nach neuen Wahlen vor sich gehen, wird dem Volke zeigen, daß die alten Parteien nicht fähig sind, die Wohlfahrt der Gesammtheit als Richtschnur für ihre Thätigkeit zu betrachten. Millionen von guten Deutschen, die dies bisher nicht begriffen haben, wird es wie Schuppen von den Augen fallen, wenn sie erst die neuen Lasten verspüren.

Darum mag die Militärkommission die Sache so „dilatorisch“ behandeln, wie sie will — die bürgerlichen Parteien werden ihrem Schicksal nicht entgehen. Die Sozialdemokratie wird aus all' diesen Dingen frische Lebenskräfte ziehen und wird in neuer Stärke vor den Prahlhänsen stehen, welche glaubten, in der Debatte über den „Zukunftsstaat“ den Sozialismus kritisch vernichtet zu haben.

Wir begreifen auch ganz gut, warum gewisse Kraut- und Schlotjunker zur Zeit so ganz besonders gegen die Sozialdemokratie toben. Sie sehen auch ein gut Theil von dem ein, was wir oben gesagt haben, und sie sind außer sich darüber, daß sie nichts dagegen machen können. Die Einen rufen die „irdische“, die Anderen die „himmlische“ Polizei gegen die Sozialdemokratie an. Sie mögen thun, was sie wollen. Keine dieser beiden Kategorien von Polizei wird die zerfallende bürgerliche Gesellschaft zusammenleimen können.

Von der Weltbühne.

Aus dem Reichstage. Berlin, 9. März. Mit der heute begonnenen Berathung des Militäretats wurde wieder die Reihe der großen und interessanten Debatten eröffnet. Der nationalliberale Abg. Dr. Buhl machte den Anfang mit einer Beschwerde darüber, daß die Offizierkonsumvereine sich einer ungehörigen Protektion erfreuen, indem die Offiziere dahin beeinflußt werden, ihren Bedarf an Kleidungsstücken u. s. w. jenen Vereinen zu entnehmen zum Nachtheil der steuerzahlenden Gewerbetreibenden. Zwar behauptete der Regierungsvertreter Major v. Funck, daß von einer solchen Beeinflussung nicht die Rede sein könne, doch dürfte er damit nicht allseitig Glauben finden. Seitens des ultramontanen Abg. Lingens wurde das Haus wieder einmal mit einer „frommen“ Rede regalirt. Auch wir verlangen, daß am Sonntag der militärische Dienst ruht; aber wir können nicht dem Zweck zustimmen, den Herr Lingens damit verbunden wissen will, nämlich: den Soldaten den Besuch des Gottesdienstes zu ermöglichen. Es mag grade nicht sonderlich erbaulich und der Erholung für den Soldaten dienlich sein, am Sonntag Morgen zum Kirchgang in Reih und Glied kommandirt zu werden. Wir verlangen, daß der Soldat völlig frei über seinen Sonntag verfüge; hat er nicht das Bedürfniß, die Kirche zu besuchen, so muß es ihm freistehen, seine Zeit zu verwenden, wie es ihm beliebt.

Nach diesen Erörterungen nahm die Debatte alsbald einen wichtigeren Karakter an, indem der Abg. Richter den Kriegsminister v. Kaltenborn dadurch in eine böse Verlegenheit setzte, daß er ihn fragte: aus welchem Fonds die Kosten der Agitation für die Militärvorlage bestritten werden? Es ist ja längst ein öffentliches Geheimniß, was der Abg. Richter anführte, daß die zu Gunsten der Militärvorlage von Kreis- und Amtsblättern veröffentlichten Leitartikel, sowie die massenhaft verbreiteten Broschüren und Flugblätter, welche dazu bestimmt sind, die Vorlage zu rechtfertigen und dem Volke genehm zu machen, von höheren Offizieren verfaßt werden.

Wer aber deckt die bedeutenden Kosten des Drucks dieser Schriftstücke? Der Kriegsminister hatte darauf die höchst naive Antwort: Von der Heeresverwaltung werde dazu nicht ein Nickel gegeben. Das mag sein, aber es unterliegt doch gar keinem Zweifel, daß die Kosten irgendwoher bestritten werden müssen. Sollte das der Kriegsminister wirklich nicht wissen, da sich's doch um eine Angelegenheit handelt, für die grade er nebst dem Reichskanzler in erster Linie einzustehen hat? Seine ausweichende Antwort kann nicht als eine befriedigende Antwort gelten. Als dann der Abg. Richter weiter fragte: Ob Offiziere zwecks Abfassung von Artikeln und Flugschriften für die Militärvorlage zum Auswärtigen Amte abkommandirt seien, und ob deren Bezahlung etwa aus geheimen Fonds erfolge, — da hatte der Herr Kriegsminister wiederum nur eine ausweichende Antwort; er behauptete: auch aus geheimen Fonds werde nichts gezahlt; der Major Keim (derselbe, welcher vor längerer Zeit in einer Broschüre die Militärvorlage vertheidigte) sei allerdings dem Auswärtigen Amte attachirt, aber **wozu, das wisse er nicht.** Die ziemlich allgemeine Heiterkeit, mit welcher diese Erklärung aufgenommen wurde, mag dem Herrn Kriegsminister ein Beweis sein, welchen Werth das Haus derselben beilegte. Daß er oder ein Anderer der am Zustandekommen der „militärischen Reform“ zunächst Interessirten die Kosten der erwähnten Propaganda aus seiner Tasche deckt, läßt sich nicht wohl annehmen.

Abg. Bebel wies darauf hin, daß sich ja bald zeigen müsse, was diese Agitation genützt habe. Sodann brachte er eine Reihe von Beschwerden vor über die Militärwerkstätten, so insbesondere, daß von der Beschäftigung in diesen Werkstätten solche Arbeiter ausgeschlossen werden, die man im Verdacht sozialdemokratischer Gesinnung hat. Diese Maßregel stützt sich auf ein Spionir- und Denunziationssystem, welchem bekanntlich auch Polizeibehörden dienen, indem sie förmliche schwarze Listen über alle diejenigen jungen Leute führen, die ihnen als Sozialdemokraten bekannt werden, und diese Listen alsdann den Militärbehörden einliefern. Unser Genosse war wohl befugt, die Frage aufzuwerfen: ob es denn nicht konsequenter sei, statt in so heimtückischer Weise zu verfahren, ein Gesetz zu erlassen, welches jeden Sozialdemokraten von der Pflicht, Soldat zu werden, ausschließt. Der wildliberale Abg. Brauereidirektor Rösicke vertrat auch einen Rechtsstandpunkt gegenüber dem Militarismus; er brachte die Verhängung des Boykotts über Gastwirthschaften seitens der Militärbehörden zur Sprache und richtete an den Kriegsminister die ganz „ergebene Bitte“, doch dahin zu wirken, daß „nicht so schroff“ boykottirt werde, denn mittlere und kleine Brauereien müßten schwer darunter leiden. Wenn das nicht wäre, so würde Herr Rösicke an dem militärischen Boykott wohl nichts auszusetzen haben; er erklärte ja ganz offen, daß er den Militärbehörden „das Recht“, mißliebige Wirthschaften zu boykottiren, nicht bestreite.

In seiner Entgegnung bemerkte der Kriegsminister auf die Beschwerden Bebels, daß die erwähnten Mittheilungen von den Polizeibehörden allerdings gemacht werden; das sei nothwendig, um die „gefährlichen Elemente“ im Heer kennen zu lernen.

Weiter stellte der Kriegsminister die weisheitsvolle Behauptung auf: in den Militärwerkstätten sei nicht die Gesinnung selbst, sondern nur die „Bethätigung“ derselben verboten. Die Thatsachen widersprechen allerdings dieser Behauptung, aber der Kriegsminister hat ja nicht nöthig, die Thatsachen zuzugeben; er ignorirt sie einfach, giebt eine ausweichende Erklärung, und damit ist für ihn die Sache erledigt.

Genosse Ulrich konstatirte in drastischer Weise, daß junge Leute aus Orten, wo die Sozialdemokratie stark vertreten ist, wenn sie zum Militär kommen, oft von ihren Vorgesetzten in pöbelhafter Weise wegen ihrer vorausgesetzten sozialdemokratischen Gesinnung mit Schimpfworten insultirt werden. Während die „unverdächtigen“ Rekruten sich der schönen Bezeichnung „Saukerle“ zu erfreuen haben, genießen jene Anderen die schöne Anrede: „Ihr infamen sozialdemokratischen Saukerle“. Das ist der Militarismus als „Bildungsanstalt“.

Der deutschkonservative Abg. Freiherr, Kammerherr, Major a. D. und Majoratsherr v. Friesen kam dem schwer bedrängten Kriegsminister zu Hülfe, indem er auseinandersetzte, die Soldaten hätten den Beruf, das Vaterland zu vertheidigen und deshalb müßten sie allerdings im Allgemeinen unparteiisch behandelt werden, aber den Sozialdemokraten gegenüber sei Unparteilichkeit nicht am Platze, es sei ganz recht, daß die Heeresverwaltung gegen dieselben in der Weise verfahre, wie die sozialdemokratischen Redner es gerügt haben.

Dann kam der „große“ Ahlwardt an die Reihe, um die bekannte „Judenflinten“-Angelegenheit klar zu legen und seine diesbezüglichen Behauptungen, wegen welcher er verurtheilt worden, zu rechtfertigen. Der Kriegsminister hatte keine Antwort für ihn.

Betreffend den militärischen Boykott machte der Genosse Grillenberger noch einige beachtenswerthe Mittheilungen. Danach sind in Nürnberg bis vor Kurzem den Soldaten 147 Wirthschaften verboten gewesen, welche Zahl jetzt auf etwa 30 herabgegangen ist. Redner gab zu bedenken: wenn man fortfährt, die sozialdemokratischen Arbeiter im Heer und in den Militärwerkstätten so, wie es jetzt geschieht, zu behandeln, so müßte man sich auch die Frage vorlegen, ob diese Arbeiter im Falle eines Krieges marschiren werden.

Nachdem der nationalliberale Abg. Dr. v. Marquardsen auf die im vorigen Jahre gefaßte Resolution, betr. die Oeffentlichkeit des Militärgerichtsverfahrens, hingewiesen und betont hatte, daß das geheime Verfahren mit dem Geiste des Jahrhunderts im Widerspruch stehe, brachte unser Genosse Abg. Kunert in anderthalbstündiger Rede zahlreiche Beweise dafür bei, in welch unerhörtem Maße militärische Vorgesetzte oft ihre Untergebenen maltratiren, und welches Mißverhältniß bestehe zwischen der Bestrafung von Unteroffizieren und Offizieren einerseits und gemeinen Soldaten andererseits für militärische Vergehen. Wir werden auf diese hochinteressanten, auf Aktenmaterial gestützten Mittheilungen zurückkommen müssen, umsomehr, als der Vertreter der Militärverwaltung die Wucht der erhobenen Anklagen durch allerlei, mehr oder weniger haltlose Einwände abzuschwächen versuchte. Die morgige Debatte wird an das erbrachte Material anknüpfen und sicher noch interessanter werden als die heutige.

Ueber die Verschleppung der Militärvorlage in der Kommission haben die Nationalliberalen nicht zum Wenigsten gejammert. Daß das Gehenle nur eitel Heuchelei war, darüber waren verständige Menschen nicht im Zweifel. Jetzt aber tritt es mit voller Klarheit zu Tage. Kaum nimmt die Kommission einen Anlauf, endlich einmal zur Abstimmung zu schreiten, so sind es die Nationalliberalen, welche durch den Mund des Herrn Buhl dagegen Einspruch erheben, weil sie noch einige Zeit brauchten, um ihre Kompromißvorschläge zu formuliren. Die Kommissionsmehrheit ließ sich vernünftiger Weise darauf nicht ein und die Nationalliberalen blieben mit ihrem Antrage allein. Nicht einmal der „Umfallmajor“ Hinze stimmt mit ihnen und Herr Rickert, der „Freisinnige“ mit dem nationalliberalen Herzen war nicht zugegen. Schleunigst wurde darum der oberste Führer der Nationalliberalen, Herr von Bennigsen, per Telegraph aus Hannover herbeigerufen, um Hebammendienste bei der Kompromißgeburt zu leisten. Das Kind der gemeinsamen Bemühungen wird wohl bald das Licht der Welt erblicken.

Die Wuchergesetz-Kommission hat ihre Arbeiten beendet und schriftlichen Bericht erstattet. Die Vorlage der Regierung ist danach im Wesentlichen unverändert angenommen. Nur der Artikel 4 hat folgende neue Gestalt erhalten: „Wer gewerbsmäßig Geld- oder Kreditgeschäfte betreibt, hat für Jeden, mit welchem er daraus in Geschäftsverbindung steht, nach Schluß des Kalenderjahres die Rechnung abzuschließen und das Ergebniß dem Schuldner binnen drei Monaten schriftlich mitzutheilen, sofern nicht vorher schon eine schriftliche Abrechnung stattgefunden hat. Ein Schuld-Anerkenntniß oder eine Schuldverwandlung ersetzt nicht eine solche schriftliche Abrechnung. Wer sich dieser Verpflichtung vorsätzlich entzieht, wird mit Geldstrafe bis zu M. 500 oder mit Haft bestraft und verliert den Anspruch auf die Zinsen für das verflossene Jahr hinsichtlich der Geschäfte, welche in dem Rechnungsabschluß nicht enthalten sind. Die vorstehenden Bestimmungen finden keine Anwendung: 1) auf öffentliche Banken, Notenbanken, Bodenkreditinstitute und Hypothekenbanken auf Aktien, 2) auf Kaufleute im Geschäftsverkehr mit Kaufleuten, deren Firma in das Handelsregister eingetragen ist.“

Bei der Reichstagsersatzwahl in Amberg, die am 6. d. M. stattfand, um an Stelle des verstorbenen Zentrumsabgeordneten Hilpert einen neuen Abgeordneten zu bestellen, wurden nach bisheriger Zählung für den Zentrumskandidaten Riß 6723, für den Liberalen Heindl 1109, für den Sozialdemokraten Siebenbürger 594, für einen zweiten Zentrumsmann Stigler 122 und für Dr. Sigl 40 Stimmen abgegeben. Zirka 600 Stimmen zersplitterten sich. Riß ist somit gewählt.

Bei der Wahl 1890 hat der sozialdemokratische Kandidat nur 228 Stimmen erhalten, obgleich die Wahlbetheiligung im Ganzen eine stärkere war, wie dieses Mal.

Bei der Nachwahl im 17. württembergischen Wahlkreise steht der Wählerschaft eine reichhaltige Kandidatenliste zur Verfügung. Es sind aufgestellt: Sozialdemokrat Tauscher, Demokrat Sauter, Zentrumsmann Rembold, Deutschparteiler (württembergischer Nationalliberaler) Dr. Müller aus Mochenwangen. Das Zentrum weiß seinen Kandidaten nicht besser zu empfehlen, als durch die Bemerkung, daß er ein „Freund der Getreidezölle“ sei. Nette „Volksfreunde“, die Schwarzen!

Die Polizeiweisheit im „gemüthlichen“ Sachsenlande hat dieser Tage einen ihrer „schönsten Triumphe“ gefeiert. Im Rathskeller zu Hartha sollte am 4. d. M. eine öffentliche Versammlung der sozialdemokratischen Partei stattfinden, in welcher der Redaktör Rosenow einen Vortrag über „Die bürgerliche Gesellschaft, die Sozialdemokratie und der Zukunftsstaat“ zu halten beabsichtigte. Die königliche Amtshauptmannschaft zu Döbeln aber erließ auf Grund des § 5 des sächsischen Vereins- und Versammlungsgesetzes vom 22. März 1850 ein Verbot dieser Versammlung, das folgendermaßen motivirt ist:

„Dieses Verbot hat seinen Grund in dem als Punkt 3 der Tagesordnung beabsichtigten Vortrage des Redaktörs Emil Rosenow über „Die bürgerliche Gesellschaft, die Sozialdemokratie und der Zukunftsstaat“. Für die Herbeiführung des von der Sozialdemokratie angestrebten Zukunftsstaates ist innerhalb der bestehenden Rechtsordnung ein gesetzmäßiger Weg nicht gegeben; es sei in dieser Beziehung nur an die von der sozialdemokratischen Partei geforderte Abschaffung der Privateigenthumsrechte an den Arbeitsmitteln und der monarchischen Rechte erinnert, welche mit dem Willen Derjenigen, denen diese Rechte zustehen, nicht zu erreichen, wider den Willen derselben aber ohne gewaltsamen Eingriff in die bestehende Rechtsordnung und ohne Begehung nach dieser Rechtsordnung strafbarer Handlungen nicht möglich ist.

„Der als Referent für den betreffenden Punkt der Tagesordnung angemeldete Redaktör Rosenow aus Chemnitz würde daher, indem er den Theilnehmern der Versammlung den angestrebten Zukunftsstaat schildert, und dieselben auffordert, an der baldmöglichsten Verwirklichung desselben mitzuarbeiten, nothwendiger Weise dieselben zur Begehung von Gesetzesübertretungen auffordern oder zum Mindesten sie hierzu geneigt zu machen suchen.“

Beim Lesen dieser Verfügung kann man in die Zeiten der rigorosesten behördlichen Handhabung des gewesenen Sozialistengesetzes sich zurückversetzt glauben. Offenbar hat unser Chemnitzer Genosse doch gar nichts Anderes beabsichtigt, als an dem von den Gegnern der Sozialdemokratie kürzlich im Reichstage und danach in der „ordnungsparteilichen“ Presse in Szene gesetzten, ebenso niederträchtigen wie dummen Zukunftsstaats-Unfug Kritik zu üben. Unsere Vertreter im Reichstage und unsere Presse haben in denkbar deutlichster und entschiedenster Weise dargelegt, daß die Gegner sich eines tendenziösen Schwindels erfrechen, wenn sie für ihre Zukunftsstaat-Bilder die Sozialdemokratie verantwortlich machen. Doch das erscheint uns im vorliegenden Falle nur nebensächlich. Das Hauptgewicht haben wir darauf zu legen, daß die Döbelner Amts-

---

Maruja.

Roman von Francis Bret Harte.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von **Auguste Scheibe.**

(Nachdruck verboten.)

1.

Der Morgen brach über der nach San José in Kalifornien führenden Landstraße an. Die langen Linien der staubigen Ebene traten mit der zunehmenden Helle immer deutlicher hervor. Zu beiden Seiten breiteten sich Weizen- und Haferfelder aus und dampften erwachend zum Himmel. Im Osten und Süden erloschen die Sterne vor dem anbrechenden Tage; nur am westlichen Horizonte, zwischen den bewaldeten Hügeln der Canada del Raimondo, über welchen die Nacht noch zu lagern schien, blitzten und blinkten noch einige der Himmelslichter. Dorthin richteten mehrere niedrig fliegende Nachtvögel ihren schwerfälligen Flug, dorthin eilte auch hinkenden Schrittes ein grauer Coyote*), welchen der Morgen überrascht hatte, und nach derselben Richtung hin ging — gleich dem grauen Gesellen den Schutz der fernen Hügel suchend — ein einsamer Wanderer, unter dessen Füßen der tiefe, von der thaulosen Nacht nicht gebändigte Straßenstaub hoch aufwirbelte.

Eine Weile hielten die Beiden — Mensch und Thier — welche in Haltung und Ausdruck eine wunderliche Verwandtschaft zeigten, gleichen Schritt. Der Coyote hatte dieselbe Aehnlichkeit mit seinem zivilisirten, harmlosen Bruder, dem Hunde, welche der Tramp**) mit einem gewöhnlichen Fußgänger hatte; aber Beide zeigten die karakteristischen Merkmale müßiger, halb und halb außer dem Gesetze stehender Landstreicher. Der schlottrige Paßgang und die scheue Art und Weise des Coyoten wiederholte sich in dem schleppenden Schritte und den vorsichtigen Seitenblicken des Menschen. Beide waren jung und kräftig, aber Beide trugen dasselbe schlaffe Wesen, dieselbe Abneigung gegen wirklich energische körperliche Anstrengungen zur Schau. So mochten sie, ohne es zu wissen, vielleicht eine Viertelstunde hintereinander hergegangen sein, als die schärferen Instinkte des Thieres es vor der Berührung mit einer gewaltthätigen Zivilisation warnten und es bestimmten, im scharfen Winkel rechts abzubiegen, was grade fünf Minuten vor dem Augenblicke geschah, da das Gebell von Hunden den Menschen veranlaßte, nach links auszuweichen, um nicht in eine bewohnte Ansiedelung zu gerathen, welche dicht vor ihm lag.

Der Pfad, den er einschlug, führte ihn gradesweges zu einem der kleinen Bäche, welche aus der Canada hervorbrechen, um unter der Junihitze der Ebene zu verschwinden. Die Ufer des Rinnsals waren dicht mit Weiden und Erlen bestanden und machten dasselbe zu einem laubenartig überdachten gangbaren Pfade, welcher sich durch den dichten Wald und das Unterholz hinzog. Der Mann verfolgte ihn, allem Anschein nach ohne Ziel und Zweck, blieb zwar von Zeit zu Zeit stehen, um den einen oder anderen Gegenstand zu betrachten, aber er that dies gleichsam mechanisch, als käme es ihm eigentlich nur darauf an, seine müßigen Stunden hinzubringen, und wenn er eine Brotrinde, die er aus der Tasche gezogen hatte, dann und wann in eine der vielen kleinen Wassertümpel tauchte, so schien auch diese Handlung mehr aus der hergebrachten Zusammengehörigkeit von Brot und Wasser hervorzugehen, als aus dem Bedürfnisse, seinen Hunger zu stillen. Endlich erreichte er eine kleine muldenförmige Bodeneinsenkung am Abhange des Hügels, welche mit köstlich duftendem, wildem Klee bewachsen war. Hier legte er sich im Schatten eines Maganitastrauches zum Schlafen nieder, und die Art und Weise, wie er seine Vorbereitungen dazu traf, verrieth deutlich, daß ihm die Gewohnheiten jener Menschenklasse, welche trockene, sternenhelle Nächte zu ihren Wanderungen zu wählen pflegt, um die heißen Tagesstunden schlafend, oder wenigstens seitab von der Straße im Schatten liegend, zuzubringen, seit lange vertraut waren.

Inzwischen war es heller geworden, und nach und nach traten die Formen und Umrisse der erwähnten Besitzung deutlich hervor. Eine Straße, welche man durch den parkähnlichen Wald gehauen und sorgfältig von den ungeheuren Farnkrautbüscheln gereinigt hatte, die eine Eigenthümlichkeit der Gegend sind, führte nach dem Eingange zu der Canada. Von hier aus stieg sanft eine breite Terrasse empor, deren Rasengrund nur durch ungeheure Blumenbeete von unbeschreiblicher Farbenpracht und Ueppigkeit unterbrochen wurde, hinter denen wiederum höhere Büsche und Schlingpflanzen die Säulen, die Veranda, ja so ziemlich die ganze langgestreckte Façade eines großen Gebäudes verhüllten. Aber die Zartheit des blumendurchflochtenen Laubwerkes, das sich daran emporrankte und hier und da selbst bis unter das Dach hinaufkletterte, die blendende Pracht der Farben und die Massenhaftigkeit des tropischen Pflanzenwuchses beeinträchtigten keineswegs den Eindruck der Größe und Würde des Bauwerkes. Dieser Eindruck beruhte zum Theil darauf, daß die ursprüngliche Casa — ein umfängliches, mit einem dicken Mantel von dunklem Rothholz umkleidetes Backsteingebäude, welches noch aus der Zeit der ersten Besitzergreifung des Landes durch die Spanier herstammte — unberührt geblieben war, und noch seinen Patio, d. h. den von niedrigen Gallerien umgebenen inneren Hof, besaß. Allerdings hatte man später neue Theile, viel umfänglicher als der ursprüngliche Kern, angebaut, aber man hatte dieselben nicht als Flügel angefügt, sondern das Gebäude an jeder Seite, der Länge nach, vergrößert, so daß aus dem anfänglichen streng geschlossenen Quadrat ein langes Viereck von etwas unbestimmten Linien entstanden war.

Hielt nun aber der Patio den Karakter der alten spanischen Abgeschlossenheit fest, so war dagegen die breite säulengetragene Veranda an der südlichen Seite des Gebäudes eine Konzession an den amerikanischen Geschmack. Ihre Breite verlieh den inneren Zimmern dieser Abtheilung die Kühle und den tiefen Schatten, welche bei den dünneren Umfassungsmauern des neuen Anbaues verloren gegangen wären, und hüllte sie in eine Dämmerung, in welche nur die brennend rothen, vom Dache herabhängenden Kardinalblumen, der gelbe Sonnenschein der an den Säulen emporrankenden Jasminblüthen und die wellenartigen Hügel der Heliotropen, die den Fuß der Veranda wie ein purpurnes Meer umgaben, Licht und Farbe brachten. An keiner anderen Stelle zeigte sich der Blüthenreichthum dieses Himmelsstriches in so überquellender Fülle wie hier. Selbst die kastilianischen Rosen, welche wie Weinranken an der Ostseite emporkletterten, die Fuchsias, die im Patio eine baumartige Größe erreichten, und die riesenhaften Passionsblumen, welche die niedrige westliche Mauer überzogen und aus tausend Munden ihre geheimnißvolle Geschichte erzählten, verblichen gegen die Gluth und Pracht der südlichen Veranda.

Als die Sonne am Himmel emporstieg, schien der zuerst von ihrem Strahle berührte östliche Theil des Hauses zu erwachen. Einige sich dehnende Arbeiter und Diener zeigten sich am Eingange des Patio, und im Garten und in den Ställen war es schon früher lebendig geworden. Die Südfront schien sich überhaupt gar nicht zur Ruhe begeben zu haben, denn in dem großen Saale brannten noch die Lichter — ein Präsentirbrett mit Gläsern stand in der Veranda in der Nähe einer der weiten, offenen Glasthüren, und etwas weiterhin lag, wie ein welkes Blatt, ein halb geöffneter gelber Fächer. Von der mit Kies bestreuten Terrasse her schallte, vermischt mit den Tönen sprechender und lachender Stimmen, das Geräusch rollender Räder und ein Char-a-bancs mit verhüllten Gestalten, die sich, um den direkten Strahlen des heraufsteigenden Tagesgestirnes auszuweichen, tief niederbeugten, entfernte sich schnell.

Als der Wagen davonrollte, traten vier Männer, die Augen mit den Händen beschattend, aus einer der Glasthüren auf die Veranda. Der Eine war noch im Abendanzuge, der Zweite trug die Uniform eines Kapitäns der Artillerie; die beiden Anderen hatten bereits die Gesellschaftskleider abgelegt, und der ältere von ihnen hatte sie gegen ein Kostüm aus jenem groben, geköperten Stoffe vertauscht, den englische Touristen im Auslande — mit Rücksicht auf dessen vielleicht blühende, ihrer Meinung nach aber doch zurückgebliebene Industrie — zu tragen pflegen.

Letzterer blickte der Sonne herzhaft in's Gesicht und bemerkte mit stark schottischem Akzent, daß der Morgen außerordentlich klar und auch nicht eine Spur von Nebel oder Dunst zu entdecken sei. Der junge Mann im Gesellschaftsanzuge stimmte ihm lebhaft bei und sprach in sehr markirt französisch-englischem Idiom die Bemerkung aus, daß man hier begreifen lerne, wie das Bett eine Beleidigung für jede höhere Natur, gleichzeitig aber eine Undankbarkeit gegen die liebenswürdige Wirthin sei, welche ihren Gästen diesen entzückenden Garten und diese Promenadenwege zur Verfügung stelle, und daß es sicherlich nichts Schöneres in der Welt geben könne, als den auf Pflanzen und Gräsern blitzenden Thau und den Morgengesang der Vögel.

Bei diesem Punkte hielt der andere junge Mann es für seine Pflicht, den Sprecher auf die Thatsache aufmerksam zu machen, daß in Kalifornien niemals Thau falle und daß in diesem Theile des Landes kein Vogel singe. Der junge Fremde nahm diese Belehrung mit ebenso großem Bedauern über die Thatsache, wie über seine eigene Unwissenheit auf — aber er fand den Morgen dessenungeachtet so wunderschön, daß sein liebenswürdiger Freund, der Herr Kapitän, vielleicht nicht abgeneigt war, einen weiteren Spaziergang zu Fuße mit ihm zu machen.

Unglücklicherweise war der liebenswürdige Herr Kapitän dazu nicht geneigt, sondern behauptete, daß — selbst wenn er der Gefahr entginge, durch die überseeischen Jäger, welche die Gegend unsicher machten, als seltener kalifornischer Vogel angesehen und todtgeschossen zu werden, er doch, falls er sich in Uniform auf der Straße sehen ließe, von allen Vorübergehenden angehalten und gefragt werden würde, zu welcher Kunstreitergesellschaft er gehöre und wo sich sein Zirkus befinde — und daß er sich unter diesen Umständen darauf beschränken müsse, um das Haus herum zu schlendern und zu warten, bis sein Wagen bereit sei.

So schwer es nun auch Monsiör Garnier fiel, sich von so angenehmer Gesellschaft zu trennen, so sah er doch ein, daß es auch für ihn nothwendig sei, sich zurückzuziehen, um die Kleider zu wechseln, und so glitt er in demselben Augenblicke durch die Glasthür in das Haus zurück, als der junge Offizier, anscheinend unbefangen, die Veranda verließ und sich den buschigen Anlagen des Gartens zuwendete.

„Sie beobachteten einander seit einigen Stunden, und ich bin wirklich neugierig, zu erfahren, was sie vorhaben,“ sagte der junge Mann, welcher zurückgeblieben war.

„Was meinen Sie damit?“ fragte der Schotte bedächtig.

„Nun, das ist doch klar wie Sonnenschein,“ entgegnete der Jüngere. „Kapitän Carroll und Garnier sind Einer so gespannt wie der Andere, zu wissen, was sein Nebenbuhler diesen Morgen thut oder zu thun beabsichtigt.“

„Warum gehen sie dann aber auseinander,“ fragte der Schotte.

„Reine Spiegelfechterei. Garnier beobachtet Carroll durch sein Fenster und Carroll weiß das recht gut.“

„Ah!“ rief der Schotte in gutmüthigem Tone. „Es wird also Händel geben? Hoffentlich wird die Sache nicht ernst und wir haben es nicht noch vor dem Frühstück mit Revolver und Bowiemesser zu thun?“

„Nein,“ lachte der Andere, „nein. Um Maruja Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß ich sagen, daß sie ihren Anbetern gewöhnlich den Kopf viel zu sehr verdreht, um sie besonders kampflustig zu machen. Ich sehe, Sie verstehen mich nicht, denn Sie sind hier noch fremd, und so will ich, der ich stehender Gast des Hauses bin, Ihnen die Sache erklären. Die Beiden sind in Maruja verliebt, oder, was eigentlich noch schlimmer ist, sie sind Beide fest überzeugt, von ihr geliebt zu werden.“

„Aber Miß Maruja ist ja wohl die älteste Tochter unserer Wirthin,“ sagte der Schotte, „und soviel ich aus den Reden einer der jungen Damen verstanden habe, ist der Kapitän in der entschiedenen Absicht von seinem Fort hierher gekommen, der jüngeren Schwester, der Schönheit Miß Amita, den Hof zu machen.“

---

*) Coyote = Präriewolf (Canis latrans). Anm. d. Uebers.

**) Tramp könnte etwa mit Bummler, Strolch, Landstreicher, wie mit Fußgänger und Wanderer übersetzt werden. Da aber keine dieser Bezeichnungen der Bedeutung des Wortes ganz und unter allen Umständen entspricht, so behalten wir dasselbe hin und wieder bei. Anm. d. Uebers.